

Tobias Haberl  
WIE ICH MAL ROT WURDE



Tobias Haberl

# **WIE ICH MAL ROT WURDE**

Mein Jahr in der Linkspartei

Luchterhand

Die Namen der Genossinnen und Genossen  
sind teilweise vom Autor geändert.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100  
Das für dieses Buch verwendete  
FSC-zertifizierte Papier *Munken Pocket*  
liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

© 2011 Luchterhand Literaturverlag, München  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH  
Satz: Greiner & Reichel, Köln  
Druck und Bindung: GGP Media, Pößneck  
Alle Rechte vorbehalten. Printed in Germany  
ISBN 978-3-630-87352-7

[www.luchterhand-literaturverlag.de](http://www.luchterhand-literaturverlag.de)

# INHALT

**Vorwort von Frank Plasberg** 13

**1. »Ich werde beantragen, dich aus dem Saal  
werfen zu lassen«**

Ein Jahr Klassenkampf findet  
ein klägliches Ende 15

**2. »Adolf Hitler hat auch gute Reden gehalten«**

Warum ich in die LINKE eintrete,  
obwohl ich kein Linker bin 27

**3. »Wie kann eine einzige Frau  
12 Milliarden Euro besitzen?«**

Wie Oskar Lafontaine versucht,  
mich rumzukriegen 37

**4. »Willkommen im Club«**

Erst trete ich ein, dann haue ich ab 57

**5. »Schau mal, der Dicke mit der Brille  
ist unser Bundeskanzler«**

Wie ich Helmut Kohl die Hand schüttelte  
und nichts dabei empfand 65

**6. »Ich esse nur Französisch, Indisch und Ayurvedisch«**

Eine Hippiefrau füttert mich mit  
Apfelscheiben und Rosinen 81

**7. »Sag mal, horchst du uns aus?«**

Meine lieben Genossen aus dem  
Ortsverband Mitte-West 91

**8. »Kannst du mal die Fahne schwenken, Tobias?«**

Ich demonstriere und schaue in den Lauf  
eines Maschinengewehrs 117

**9. »Was soll ich spenden? Ich hab doch selber nichts«**

Trotz Fußkettchen erinnert mich  
Valerie an Jesus 137

**10. »Von Flügelkämpfen verstehe ich nichts,  
ich bin doch kein Vogel«**

Warum Peter Sodann Kommissar hätte bleiben sollen 145

**11. »Gerecht, kompliziert, liebevoll und sensibel«**

Das bezauberndste Mädchen der ganzen Partei 161

**12. »Wir gehen ans Telefon,  
wenn uns jemand anruft«**

Mein Samstag ist futsch, aber Wahlkampf muss sein 165

**13. »Die kümmern sich um gar nichts mehr,  
die sind am Ende«**

Kleine Hartz-IV-Kunde mit German 173

**14. »Eine junge Frau in leicht geöffneter Jacke«**

Unser Programm für die Bundestagswahl  
klingt überzeugend 179

**15. »Von jeder Wahrheit ist das Gegenteil ebenso wahr«**

Warum ich die LINKE trotzdem nicht wähle 187

**16. »Wollen Sie meine Funknummer?«**

Eine halbe Nacht mit Sahra Wagenknecht 213

**17. »17 000 Euro, ein alter Porsche und  
eine Berghütte ohne Strom«**

Warum ich Klaus Ernst lustig und tragisch finde 225

**18. »Er ist anders, und es ist ihm wichtig,  
das herauszustellen«**

Na toll – jetzt hassen sie mich 233

**19. »Deutschland in Schiefelage –  
Deutschland brummt wieder«**

Also was jetzt? 245



*Gewidmet den Guten,  
egal welcher Partei*



*Mit Extremisten muss man anders umgehen.  
Von denen nimmt man kein Stück Brot.*

Günther Beckstein, CSU, über den  
Umgang der SPD mit der Linkspartei

*The trouble with Socialism is that  
it takes too many evenings.*

Oscar Wilde



## Vorwort

Gibt es eigentlich noch echte Geheimnisse? Rätsel, für die es sich lohnt, allen journalistischen Ehrgeiz aufzuwenden? Ja, es gibt sie und man muss keine gefährlichen Expeditionen unternehmen, um ihnen auf die Spur zu kommen. Es reicht, mit offenen Augen durch die eigene Nachbarschaft zu gehen, ausgestattet mit Neugierde und Bescheidenheit. Journalismus mit dem Eingeständnis einer Wissenslücke und dem Wunsch, sie zu schließen. Das ist nicht so selbstverständlich, wie es sich anhört.

Wenn wir bei *Hart aber fair* über Sozialpolitik neben Fachleuten auch eine Hartz-IV-Empfängerin in der Runde haben, werden wir manchmal belächelt: »Emotionales Beiwerk« heißt es dann oder »Betroffenen-Fernsehen«.

Das ist sehr einfach und arrogant ist es auch. Kann es nebensächlich sein, aus erster Hand zu erfahren, wie sich das Leben mit 364 Euro im Monat anfühlt? Ist es unwichtig, einer abstrakten sozialpolitischen Debatte Bodenhaftung zu geben?

Es ist gar nicht leicht, die Wirklichkeit zum Sprechen zu bringen. So viele Daten, Fakten, Nachrichten geben uns das Gefühl, bestens informiert zu sein. Alles schon gesehen, alles schon gehört. Lohnt sich die Mühe, alles, was man weiß oder zu wissen glaubt, beiseite zu lassen und selber noch einmal ganz genau hinzusehen?

Tobias Haberl hat sich diese Mühe gemacht. Er hat sich die

Frage gestellt: Kann man das Innenleben einer Partei verstehen, wenn man sie sich immer nur von außen anschaut? Seine Antwort darauf ist ein journalistischer Selbstversuch: Ein Jahr in der Linkspartei.

Er taucht ein in das Parteileben an der Basis, fremdelt mit den Ansichten und Überzeugungen seiner Genossen und ist doch immer wieder beeindruckt von ihrem Engagement.

Wenn Journalismus gelingt, öffnet er Fenster, durch die man in andere Welten gucken kann – ganz ferne und fremde, aber auch die in der Nachbarschaft. Tobias Haberl lässt es dabei aber nicht bewenden. Es reicht ihm nicht, mit genauem Blick das Leben der anderen zu ergründen. Er beobachtet sich auch selbst. Dabei entdeckt er die Vorurteile, die wahrscheinlich jeder hat, der aus behütetem bürgerlichen Hause stammt und einen Ausflug in das Milieu der Linkspartei macht. Gewissheiten kommen ins Rutschen, festgefügte Bilder geraten in Bewegung.

Er spart nicht mit Ironie, aber genauso wenig mit Selbstironie. Und wenn er manchmal wirkt wie ein verwöhntes Bürgersöhnchen, das überrascht feststellt, dass es noch etwas Echteres gibt als handgemachte Lederschuhe, dann tut er das mit voller Absicht.

Tobias Haberl ist bei seinem Ausflug in die Linkspartei kein Linker geworden. Er hat sein Weltbild nicht geändert, aber er hat erfahren, wie prägend Weltbilder sind – das der anderen und das eigene. Es würde jedem Journalisten gut tun, genau daran zu denken, wenn er wieder einmal meint, schon alles zu wissen. In der Wirklichkeit, links und rechts der eigenen Scheuklappen, gibt es noch viele Geheimnisse zu lüften.

Frank Plasberg

## **1. »Ich werde beantragen, dich aus dem Saal werfen zu lassen«**

Ein Jahr Klassenkampf findet ein klägliches Ende

Januar 2010, ein Samstag; das neue Jahr hat gerade erst begonnen, und schon habe ich Angst. Die Weltwirtschaft stürzt ab, Menschen holen ihre Ersparnisse von der Bank, alle reden von Systemrelevanz, obwohl es das Wort vor ein paar Wochen noch gar nicht gab. So genannte Experten sagen, es sei kein Ende in Sicht, weitere Banken werden kollabieren, vielleicht sogar Staaten; Millionen von Menschen werden ihre Arbeit verlieren, gut möglich, dass bald Autos brennen, dazu dieser verdammte Krieg in Afghanistan – alle paar Wochen fliegen sie einen Sarg zurück nach Deutschland. Die Welt steht am Abgrund, eine Zeitenwende scheint angebrochen, vielleicht ist bald nichts mehr, wie es war.

Ich bin nicht der Einzige, der sich Sorgen macht, die ganze Welt hält den Atem an, aber meine Angst hat einen anderen Grund: Es ist der Termin, der mir bevorsteht. Seit Tagen muss ich an ihn denken. Er nervt und belastet mich, aber ein Rückzieher kommt nicht in Frage. Ich möchte die Sache durchziehen, unbedingt, oder sagen wir besser: zu Ende bringen.

Der Himmel ist milchig, das Licht fahl, als ich um kurz vor 10 Uhr auf der Rosenheimer Straße stadtauswärts fahre; über Nacht ist die Temperatur auf minus 10 Grad gefallen, das Lenkrad ist kalt wie Eis. Als die Ampel auf der Isarbrücke Rot zeigt, greife ich nach hinten, hole meine Wollhandschuhe von der Rückbank und ziehe sie über meine steifen Hände. »Ausfahrt

links vor Ihnen«, sagt die Frauenstimme des Navigationsgerätes. Ich bin nervös. Was, wenn sie mich gar nicht in den Saal lassen? Wenn sie mich schon am Eingang abweisen?

»Biegen Sie in 200 Metern links ab.«

Mein Ziel ist die griechische Taverne *Odyssee*. Noch 1,2 Kilometer, steht auf dem Navigationsgerät. In drei Minuten 20 Sekunden bin ich da. Wenn sie mich abweisen, kann ich immer noch meinen Mitgliedsausweis aus der Tasche ziehen; gegen den sind sie machtlos, ich habe ihn extra eingesteckt. Oder ist es denkbar, dass einer durchdreht und handgreiflich wird? Nein, Gewalt, das wäre albern. So wichtig war die Sache auch wieder nicht, außerdem liegt sie vier Monate zurück. Aber ihre Enttäuschung und ihre Wut werde ich zu spüren bekommen, manche werden mich beschimpfen, andere ignorieren, aber damit kann ich leben – glaube ich.

Noch 600 Meter.

»Du nimmst dich zu wichtig«, rede ich mir ein. Alles wird sein wie immer: Ein paar werden nett sein, ein paar kleinkariert, die meisten gleichgültig. Viele Genossen wissen nicht mal, wer ich bin, dafür kennen mich andere ziemlich gut. Vor ihnen fürchte ich mich am meisten: Henning, Martin, German, Nicole, ich sehe ihre Gesichter schon vor mir, verbitterte, enttäuschte Gesichter, ohne Lächeln. Vielleicht täusche ich mich aber auch, vielleicht sind sie gar nicht böse, sondern höflich und distanziert – das würde mir am meisten wehtun. Als die Taverne am Ende der Straße auftaucht, gehe ich vom Gas, die letzten Meter lasse ich meinen Golf ausrollen. »Sie haben Ihr Ziel erreicht«, sagt die Stimme aus dem Navigationsgerät.

Die Raucher sehe ich zuerst, das war immer so. Es ist so frostig, dass sich der ausgestoßene Atem mit dem Rauch der filterlosen Zigaretten vermengt. Vor dem *Odyssee* stehen zwei, drei Frauen und vielleicht zehn Männer. Ein paar Gesichter

kommen mir bekannt vor, aber Henning, German oder Nicole sind nicht dabei; wenn sie jetzt hier stünden, hätte ich vielleicht nicht mal den Mut auszusteigen; wahrscheinlich würde ich den Kopf einziehen, aufs Gaspedal treten und weiterfahren. Ich würde an einer Tankstelle halten, mir die *Süddeutsche* kaufen, vielleicht noch was zum Blättern, eine *Monopol*, eine *Wallpaper* oder so, und mich in ein Café setzen. Ich würde einen Cappuccino ohne Schokostreusel und ein Glas Leitungswasser trinken, ein Croissant mit Butter und Himbeermarmelade essen, die Rechnung bestellen und beim Einsteigen ins Auto einen 15-Euro-Strafzettel unter dem Scheibenwischer entdecken. Ich würde ihn zu den anderen ins Handschuhfach stecken und überlegen, ob ich mich noch mal ins Bett lege, einen Winter Spaziergang an der Isar mache oder eine der 250 Nummern aus meinem Handy anrufe.

Aber Henning steht nicht da, Nicole auch nicht und so parke ich mein Auto, halte kurz inne und steige aus. In wenigen Augenblicken werde ich meinen Genossen zum ersten Mal in die Augen blicken, seitdem die Geschichte diese unschöne Wendung genommen hat.

Auf den zwanzig Metern vom Auto zum Eingang der Taverne bin ich ziemlich erleichtert, dass hinter mir ein verbeulter Golf steht. Protzerei können sie mir schon mal nicht vorwerfen. Das macht die Sache nicht einfacher, aber weniger unangenehm. Meine Genossen drehen ihre Köpfe, sie mustern mich, schauen mir nach. Ob sie ahnen, wie hin und her gerissen ich in den letzten Monaten war? Wie ich mit mir gekämpft und überlegt habe, ob das, was ich mache, richtig oder falsch ist, ob es irgendeinen Sinn hat?

Als ich an der Gruppe vorbei Richtung Eingang gehe, ziehe ich mein Handy aus der Hosentasche und tue so, als würde ich eine SMS tippen. Ich glaube, es ist das erste Mal in meinem

Leben, dass ich in einen Raum komme, in dem ausnahmslos Menschen sitzen, die mich nicht mögen. Vielleicht wird es auf einen Schlag still, wenn ich reinkomme. Vielleicht verstummen alle, schauen mich an und warten darauf, dass ich was sage oder mich entschuldige.

Als ich den Saal betrete, versuche ich souverän zu wirken, selbstbewusst, aber auf keinen Fall hochnäsig. Links vom Eingang sitzen zwei Frauen an einem separaten Tischchen: die Mandatsprüfungskommission. Die Genossinnen begrüßen mich und fordern mich auf, meinen Namen auf eine Liste zu schreiben. Im Gegenzug bekomme ich ein rotes Kärtchen in die Hand gedrückt. Am anderen Ende des Saales ist eine Bühne, auf der eine Leiter, ein Stuhl und ein Mikrofonständer stehen. Das Ganze erinnert mich an das *Akropolis* aus der Lindenstraße, das Restaurant von Vasily Sarikakis: Kleinkunst, Bauerntheater, Oliven in Schälchen. An der Decke hängen Girlanden, die Wände sind holzvertäfelt, ungefähr 100 Menschen sind da, vor jedem liegt ebenfalls ein rotes Kärtchen. Die Tische sind in langen Reihen gruppiert. Vor ein paar Wochen hätte ich den Saal nach Henning oder Valerie abgesucht. Einer der beiden hätte mir sicher einen Platz freigehalten. »Tobias, wie schön, dass du da bist«, hätten sie gerufen. Valerie hätte ein langes buntes Kleid mit Rüschen angehabt, sie hätte mich umarmt und gedrückt, Henning hätte mir die Hand gegeben und gelächelt. Heute setze ich mich allein an den letzten Tisch und tue so, als würde ich die Speisekarte lesen. Ich habe Angst vor den Vorwürfen und Fragen, ich will weg.

Martin sieht mich als Erster. Er ist im Vorstand meines Ortsverbands, aber viel zu sanftmütig, um mir seine Meinung ins Gesicht zu sagen. Er ist Mitglied in vier verschiedenen Umweltschutzorganisationen, meistens trägt er Funktionskleidung. Ende 2009 hat ihm ein Polizist bei einer Demonstration auf

dem Münchner Marienplatz den Arm gebrochen, dabei ist Martin der friedlichste Mensch, den ich in meinem ganzen Leben kennengelernt habe. Er ist so gutmütig wie ein Golden Retriever, bei Sitzungen stellt er einen Wecker vor sich auf den Tisch, damit er beim Reden die Zeit nicht vergisst. Er kann ziemlich lustig sein, manchmal mit Absicht, meistens unfreiwillig. Ich könnte ihm stundenlang zuhören, wenn er mit komplizierten Sätzen einfache Dinge sagt. Während der Fußball-WM plädierte er zwei Minuten vor dem Anpfiff des alles entscheidenden Gruppenspiels gegen Ghana dafür, weiter über die Gesundheitsreform zu diskutieren. So einer ist Martin. Man darf ihn nicht zu ernst nehmen, manchmal treibt er einen in den Wahnsinn, aber wenn es einen Himmel gibt, dann ist Martin eines Tages drin.

»Hallo, Tobias«, sagt er. »Dass du noch hierherkommst, wundert mich. Ehrlich gesagt hätten wir uns schon noch mal unterhalten sollen, bevor du diesen Text veröffentlichst.«

Mein Gott, bin ich erleichtert. Martin spricht mit mir, obwohl jeder im Saal sehen kann, dass ich es bin, mit dem er sich unterhält. »Ach, Martin«, sage ich. »War's wirklich so schlimm?«

»Naja«, sagt er, »es gab Unmut, wir haben viel über dich diskutiert, aber ich glaube, inzwischen haben die meisten die Sache vergessen«, dann klopft er mir auf die Schulter und zieht weiter. Wahnsinn, damit hatte ich nicht gerechnet, andererseits – das war Martin.

»Hey, Tobias, dass du dich noch hierhertraust, Kompliment!«, ruft eine weibliche Stimme. »Ich habe deinen Text im ICE auf dem Weg nach Berlin gelesen.« Anja aus dem Landesvorstand kommt auf mich zu, die auf den ersten Blick wie eine Oberstufenschülerin wirkt, aber ziemlich raffiniert und ehrgeizig ist. Sie wird es weit bringen, nicht an die Spitze, aber weit. Früher war sie Krankenschwester, inzwischen studiert sie Soziologie.

»Du, ganz ehrlich«, sagt sie, »die Genossen in Berlin fanden den Text okay. Manche fanden ihn sogar lustig. Klar wurde im Kreisvorstand über dich debattiert, aber so schlimm war's nicht. Wird dich schon keiner erwürgen.«

Anja ist Mitglied der Strömung »Forum demokratischer Sozialismus« (FdS), die vor allem in den Neuen Ländern vertreten ist. Innerhalb der LINKEN ist sie rechts, man könnte auch pragmatisch oder vernünftig sagen. In Bayern, wo die LINKE ziemlich chaotisch ist, fühlt sie sich gar nicht wohl, deshalb fährt sie sooft es geht nach Berlin. »Da sind die Genossen viel besser«, sagt sie und meint: pragmatischer, lustiger, normaler.

Dann beginnt die Mitgliederversammlung: Ein Sprecher begrüßt das Bayerische Fernsehen und einen japanischen Sozialwissenschaftler, der am Nebentisch sitzt und während der folgenden acht Stunden so überfordert dreinblickt, dass ich bis heute daran zweifle, dass er auch nur ein Wort verstanden hat. Auf der Tagesordnung stehen zehn Punkte, unter anderem Finanz- und Revisionsberichte, Berichte aus den Ortsverbänden, die Nachwahl der Kreissprecherin und die Wahl der Delegierten für den Bundesparteitag.

Es sei heute ganz wichtig, sagt ein Sprecher, dass ausschließlich über München und nicht über die Turbulenzen im Landesverband gesprochen werde. Schade, werden sich die Kollegen vom Fernsehen denken, die sicher nicht zu dritt für den ganzen Tag angerückt sind, weil eine Kreismitgliederversammlung der LINKEN unbedingt ins Fernsehen muss. Die sind gekommen, um live dabei zu sein, wenn die Fetzen fliegen: Die Lage der Partei ist brisant. Bundesgeschäftsführer Dietmar Bartsch wurde äußerst unschön aus dem Amt gedrängt, Oskar Lafontaine hat Krebs und wird als Bundesvorsitzender zurücktreten. Klaus Ernst aus Bayern möchte ihn beerben, hat aber das Problem,

dass sich sein Landesverband seit Wochen bis zur Arbeitsunfähigkeit selbst zerlegt. Es geht drunter und drüber, die Zeitungen schreiben die LINKE an den Rand des Abgrunds, es wird intrigiert, getuschelt, beleidigt, und das wenige Wochen nach der Bundestagswahl, bei der die LINKE mit 11,9 Prozent den größten Erfolg ihrer Parteigeschichte eingefahren hat.

Zu Beginn wird wie üblich über alles Mögliche abgestimmt: Gibt es Einwände gegen die Tagesordnung? Wie lange ist die Redezeit pro Genosse? Kann die Liste der Mandatsprüfungskommission geschlossen werden? Wie viele Wortbeiträge werden zugelassen? Die Hände gehen rauf und runter, ein Meer aus roten Kärtchen. Vor einem Jahr hat mich die Abstimmerei noch aggressiv gemacht. Ich arbeite in einer Zeitungsredaktion und bin es gewohnt, dass ein Chefredakteur entscheidet. Aber in der Politik wird ständig und bei der LINKEN den halben Tag lang über irgendetwas abgestimmt. Basisdemokratie sagen sie dazu, die Klugheit der Masse. Ich finde es vor allem lächerlich, über Zeitpunkt und Länge von Raucherpausen abzustimmen. Manchmal kam es mir so vor, als würden wir darüber abstimmen, ob über einen Sachverhalt abgestimmt werden müsse. Das ist so absurd, als würde man jemandem eine SMS schreiben, um ihn darüber zu informieren, dass er gleich eine SMS bekommt.

Von der ersten Sitzung an ging mir die Basisdemokratie ziemlich auf die Nerven. Ein Jahr später weiß ich, wie langwierig es ist, eine politische Entscheidung zu treffen und durchzusetzen, wie viel Druck auf Delegierte ausgeübt wird, wie viele Gespräche in Hinterzimmern geführt und Rückschläge hingenommen werden müssen, bis sich eine Winzigkeit um einen Millimeter verschoben hat. Wenn es so kompliziert ist, ein windiges Adjektiv aus einem Programmentwurf zu streichen, wie kompliziert muss es sein, das Gesundheitssystem zu

reformieren oder Soldaten aus Afghanistan abzuziehen? Wenn ich was in meinem Jahr bei der Linkspartei gelernt habe, dann dass es gerecht ist, wenn jeder mitreden darf, aber alles andere als zielführend.

Während die Genossinnen und Genossen immer wieder ihre Kärtchen heben und senken, suche ich den Saal ab. Zum Glück sitze ich im Rücken der Genossen, das verschafft mir einen guten Überblick: Links vorne sitzt Henning im Cordsakko, ein paar Stühle dahinter Nicole, wie so oft ganz in schwarz; als sie mich sieht, kommt es mir vor, als würde sie durch mich hindurchschauen. Natürlich kränkt mich das, aber ich verstehe sie auch. Politik ist Nicoles Leben, ein Blick auf ihr Facebook-Profil reicht, um zu wissen, wo sie wieder überall mitorganisiert, mitdemonstriert, mitdebattiert hat. Sie verkörpert beides: die Leidenschaft der Straße und die Seriosität des Parlaments. Inzwischen sitzt sie im Bundestag. Wie soll sie Verständnis haben für das, was ich getan habe? Dass ich ihre politische Haltung ablehne, ihren Mut, ihre Leidenschaft und ihr Redetalent bewundere, kann sie ja nicht wissen. Ich habe es ihr nie gesagt.

Genau in dem Moment, als Christine an mir vorüberhastet und so tut, als sähe sie mich nicht, trägt die Mandatsprüfungskommission ihren Bericht vor: 80 Mitglieder sind anwesend, 60 männlich, 20 weiblich, darunter zwei neue, die namentlich begrüßt werden. Die Genossen klatschen, die zwei Neuen lächeln zaghaft und sehen so glücklich aus, als wären sie gerade von einer Familie mit zwei Autos und Hund adoptiert worden. Es folgen Revisions- und Finanzberichte, viele Zahlen, die mir für eine Partei erstaunlich niedrig vorkommen. »Der Kreisverband München nimmt 5500 Euro monatlicher Mitgliedsbeiträge ein«, berichtet der Kassier. »Für das Jahr 2010 rechnen wir mit 2000 Euro an Spenden, insgesamt werden wir das Jahr mit einem Kontostand von 4000 Euro abschließen.« Dann

erklärt er, was das Superwahljahr 2009 gekostet hat. Ich höre was von 21 000 Euro insgesamt und 8000 Euro für 600 Plakatständer, aber irgendwann geht es nur noch um Summen und Zahlen und Euro, mir wird langweilig, ich schweife ab, gäbe es ein Fenster, würde ich nach draußen schauen und ein bisschen vor mich hin träumen, aber es gibt keins. Draußen scheint die Sonne, ein makelloser Wintertag und ich sitze hier im Zwielicht. Alles ist deprimierend, der Raum und die Tischdecken, Kondensmilch in geriffelten Döschen; ich bin kurz davor, in Selbstmitleid zu fallen, als sich ein Schatten in mein Blickfeld schiebt:

»Sind Sie, äh, bist du ...« – vor mir materialisiert sich das Gesicht von Till Steffens und ich habe den Eindruck, dass es sich deutlich zu nah an meinem befindet, aber bevor ich was sagen kann, sprudelt es schon unkontrolliert aus ihm heraus: »Du hast doch, äh, diesen Text in der SZ, nein, im *SZ-Magazin* geschrieben, oder?!«

Um trotz meiner schrecklichen Angst, souverän zu wirken, sage ich nichts und nicke. Ich bin aufgewühlt, alles geht sehr schnell. Till Steffens, der wie immer seine Baskenmütze mit den vier Buttons trägt, redet und redet und ich finde ihn Furcht einflößend und lächerlich zugleich und muss lachen – aber nur innerlich, weil alles andere ihn jetzt zum Explodieren bringen würde –, weil er mich erst gesiezt und dann geduzt hat, als ihm eingefallen ist, dass man sich unter Genossen mit dem Vornamen anspricht. »Du hast in deinem Text geschrieben, dass du dich mit unseren Grundsätzen nicht identifizieren kannst. Und deshalb werde ich jetzt nach vorne gehen und den Antrag einbringen, dass du die Versammlung zu verlassen hast.«

Ich weiß, dass er nie im Leben damit durchkäme. Mein Ausweis ist in der Jackentasche, ich kann ihn jederzeit rausholen, trotzdem wird mir ganz mulmig und ich spüre, wie meine



Tobias Haberl

**Wie ich mal rot wurde**

Mein Jahr in der Linkspartei

ORIGINALAUSGABE

Paperback, Klappenbroschur, 256 Seiten, 13,5 x 20,6 cm  
ISBN: 978-3-630-87352-7

Luchterhand Literaturverlag

Erscheinungstermin: Februar 2011

### Bürgersohn trifft dogmatische Linke. Ein Selbstversuch

Ein Linker ist Tobias Haberl wahrlich nicht. Er kommt aus einer konservativen Arztfamilie, hat studiert, geerbt, ein Opern-Abo und einen spannenden Job. Umso größer die Verwunderung von Familie und Freunden, als er beschließt, für ein Jahr Mitglied der Partei DIE LINKE zu werden. Er diskutiert, demonstriert, macht Wahlkampf und wird als Spion verdächtigt. Seine Expedition ins linke Milieu: ein manchmal schreckliches, oft witziges, immer lehreiches Aufeinandertreffen von Klischees, gerechten Zielen und ideologischen Absurditäten.

Was zieht man an, wenn man in die Linkspartei eintritt? Kränkt man den Hartz-IV- Empfänger, wenn man bei der Mitgliederversammlung zwei Euro Trinkgeld gibt? Warum hat man Angst, auf einer Anti-Kriegs-Demo von der Nachbarin erkannt zu werden? Tobias Haberl – politisch unerfahren – stolpert ins Parteileben, tappt in Fettnäpfchen, fühlt sich mal mehr, mal weniger willkommen, aber meistens fehlt am Platz. Klar trifft er Chaoten, Ewiggestrige und Wichtigtuer, aber auch gescheite, rührende, faszinierende Persönlichkeiten; Menschen, die ihren Luhmann auswendig kennen, aber kneifen, wenn der Info-Stand vor dem Aldi in Aubing besetzt werden muss; Menschen, die mehr wissen und erlebt haben als Dirk Niebel, Andrea Nahles und Volker Kauder zusammen. Frieden, Gerechtigkeit, Mindestlöhne – vielen Zielen der LINKEN stimmt Haberl zu. Umso trauriger macht es ihn, wenn er mit ansehen muss, wie sich Idealismus und Engagement in absurden Grabenkämpfen verflüchtigen. Nach einem Jahr ist Haberl immer noch kein Linker. Aber er hat viel dazugelernt: über Parteipolitik, über die soziale Realität in Deutschland – und über sich selbst. Sein kleiner Ortsverband Mitte-West wird die Welt nicht verändern, aber ihn, den Autor, hat er verändert. Wenigstens ein bisschen.